

Sprechen wie die alten Römer

Spracharchäologie im Rheinland

von Peter Honnen

Historische Zeugnisse, die Aufschluss über die Geschichte einer Region geben, gibt es viele: archäologische Funde, historische Bauten, alte Handschriften, Urkunden oder Akten, Sachquellen (z.B. Münzen oder alte Handwerksgeräte), Kunstwerke (Bilder oder Literatur) oder die Erzählungen von Zeitzeugen. In vielen Fällen, bei Berichten oder Texten, spielt die Sprache als Vermittlerin eine wichtige Rolle. Sie kann aber noch mehr sein: Die Sprache selbst ist eine wichtige Quelle, die uns helfen kann, eine Urkunde zu datieren, die Herkunft eines Schreibers einzugrenzen, das Alter eines Ortes zu ermitteln oder die Siedlungsgeschichte zu rekonstruieren. Selbst Handelsbeziehungen hatten Auswirkungen auf die Sprache. So lässt sich die zunehmende Intensität der Geschäftsbeziehungen zwischen den flandrischen oder brabantischen Städten und Köln seit Beginn des 15. Jahrhunderts nicht nur an der Geschäftskorrespondenz, sondern auch an der Sprache der Stadt festmachen. Denn um diese Zeit übernahmen die Kölner Geschäftsleute die Kaufmannsprache, die sich in den Handelsmetropolen Antwerpen, Gent oder Mechelen ausgebildet hatte. Begriffe wie *profit* (Profit), *prijs* (im

Sinne von Geldwert), *borse* (Börse, später auch in der Bedeutung „Geldbörse“), *hantieren* (nutzbringend anlegen), *net* (netto), *balantz* (Bilanz), *bankerot* (Zahlungsunfähigkeit), *casseir* (Kassenführer) oder *contoir* (Kontor) tauchen ab 1450 erstmals im deutschen Sprachraum in der Kölner Handelssprache auf.¹ Damit ist auch belegt, dass Köln die entscheidende Rolle bei der Vermittlung dieser heute zum Standard gehörenden Lehnwörter gespielt hat.

Lehnwörter sind Zeugen für – wie auch immer geartete – Kontakte zwischen unterschiedlichen Sprachgemeinschaften. Dass in diesem Zusammenhang der Sprache im Rheinland als jahrtausendealte Kontaktzone zwischen Latein, Keltisch, Französisch oder Niederländisch eine besondere Rolle zukommen muss, liegt auf der Hand. Und in der Tat lassen sich in der hiesigen Sprachlandschaft überproportional viele „antike“ Spuren finden; auf die galloromanischen Orts- und Flurnamen wurde in dieser Zeitschrift bereits hingewiesen,² und auch die moselländische Winzerterminologie ist in diesem Zusammenhang ein prominentes Beispiel. Sie bewahrt Fachbegriffe, die schon die

ersten römisch-gallischen Weinbauern kurz nach der Zeitwende nachweislich benutzt haben: *Bäschoff* „Rückentragegefäß“ (aus gallisch *bascauda* „eine Art Gefäß“), *glennen/glinnen* „Trauben nachlesen“ (zu gallisch **glennare* „Ähren nachlesen“), *Gimme* „Knospe“ (aus lateinisch *gemma* „Edelstein, Knospe“), *Gran* „Traubenbeere“ (aus lateinisch *granum* „Korn“), *pauern* „Most filtern“ (aus lateinisch *purare* „reinigen“), *Kabe* „Hauptrebe, Weinstockwurzel“ (zu lateinisch *caput* „Haupt“), *Pichter* „Weinbergparzelle“ (zu lateinisch *pictura* „umzäuntes Land“), *Olk* „Wingert“ (zu gallisch **olca* „pflügbares Land“) und andere.³ Alle diese Termini sind also nichtdeutschen Ursprungs, sie wurden gemeinsam mit der bis dato unbekannteren Weinanbautechnik selbst entlehnt und sind somit Zeugnis romanisch-germanischer Kultur- und Sprachkontakte.

Aber auch in den rheinischen Mundarten und selbst noch in unserer aktuellen Umgangssprache haben Zeugen dieser Begegnung von Römern (oder römischen Galliern) und Germanen vor zweitausend Jahren überlebt. Einige sollen hier vorgestellt werden.

Am Niederrhein und im westlichen Rheinland kennt man weder Speicher noch Dachboden, hier – und tatsächlich nur hier⁴ – geht man auf den **Söller** oder auch **Sölder** und damit eigentlich auf den „der Sonne ausgesetzten Teil des Hauses“. Das ist die Bedeutung von lateinisch *solarium* (zu lateinisch *sol* „Sonne“), auf das der rheinische *Söller* zurückgeht. Ur-

sprünglich war damit das für römische Bauten typische Flachdach gemeint, das als Terrasse genutzt wurde. In dieser Bedeutung ist das Wort in die Architektursprache eingegangen, wo es einen vorgebauten, auf Säulen ruhenden Balkon (Atlan) bezeichnet. Als „Dachboden“ war der *Söller* einmal sehr weit verbreitet, heute ist das nördliche Rheinland sein letztes Refugium. Dagegen haben unsere niederländischen Nachbarn das Wort als *zolder* in ihre Standardsprache übernommen und auch in England kennt man den *sollar*. Da auch der südrheinische **Speicher** auf eine lateinische Wurzel zurückgeht (*spicarium*, zu *spica* „Ähre“) und ursprünglich den Getreidespeicher meint, kann man davon ausgehen, dass die diese Worte übernehmenden Germanen bis dahin Zwischenböden nicht kannten und lediglich offene Dächer in ihren Hallenhäusern hatten.

Die **Kaue** oder **Kau** kennt man im ganzen Rheinland bis hinunter ins Saarland in unterschiedlichen Bedeutungsvarianten, wobei die Grundbedeutung immer „Hütte, Häuschen“ ist. Daraus leiten sich viele Gebrauchsweisen ab: (Vogel-)Käfig (heute noch vielfach als *Möschekau* zu hören), Taubenschlag, Lattenverschlag, Kaninchenstall, Hütte über dem Bergwerksschacht, Waschkaue, altes Haus, Bett. So erklärt sich auch die moderne Bedeutungsvariante als Waschanstalt für Bergleute. Ursprünglich war die *Kaue* eine kleine Schutzhütte über dem Bergwerksschacht, aus der sich mit der Zeit die großen Werksgebäude übertage entwickelt haben. In der *Waschkaue* hat sich das alte



Kleiderkaue im Ruhrbergbau.

Wort bis heute erhalten. Dass auch Betten als *Kaue* bezeichnet werden (*Nu ab inne Kaue un geschlafen!*), hat seinen Grund in der früheren Gewohnheit, die Schlafstätten in enge Holzverschlänge zu verlegen. Im Mittelniederländischen nannte man diese „Schlafwandschränke“ *kooi*, woraus sich im Niederdeutschen die *koye* entwickelte, die wir noch heute als **Koje** auf Schiffen kennen.

Alle diese Varianten gehen zurück auf das lateinische *cavea* „Höhlung, Käfig“.⁵ Damit sind die Vorgänger der kleinen rheinischen *Mösche-* oder *Duuvekau* (Taubenschlag) die ausgegrabenen Tierkäfige im Amphitheater der römischen *Augusta Treverorum* (Trier), in denen die wilden Tiere

für die berühmte Tierhatz gehalten wurden.

Der standardsprachliche Käfig, der in den südrheinischen Mundarten als **Kiffe** die *Kaue* ersetzt, ist dagegen eine spätere Entlehnung. Er ist abgeleitet aus dem vulgärlateinischen *cavia* (das natürlich auch auf *cavea* zurückgeht), das im Althochdeutschen zu *kevia* und im Niederländischen zu *kevie* „Käfig“ wurde. Sowohl im Niederländischen als auch im Deutschen hat es also zwei auch zeitlich unterschiedliche Entwicklungsstränge zu *Kau/Koje* und Käfig/*kevie* gegeben.

Die *Möschekau* verweist natürlich auf ein anderes römerzeitliches Reliktwort.

Denn nur im Rheinland von der Mosel bis zum Niederrhein nennt man den heute meist als Spatz bezeichneten kleinen Vogel die(!) **Mösch** oder **Müsche**⁶ – ein weiteres exklusiv rheinisches Wort also, und ein altes dazu. *Mösch* geht zurück auf *muscia, wie im römischen Gallien sowohl der Spatz als auch die Fliege genannt wurde. Deshalb ist die *Mösch* sogar entfernt verwandt mit dem spanischen Mosquito (kleine Fliege) und der niederländischen mus (Spatz). Weshalb unsere germanischen Vorfahren im Rheinland das gallo-romanische Lehnwort übernommen haben, ist eine interessante, aber kaum zu beantwortende Frage. Vielleicht besaßen sie kein eigenes Wort für den gefiederten Kulturfolger? Der westfälische **Lüning**⁷ „Spatz“, den man früher auch am Niederrhein, im Ruhrgebiet und im Bergischen kannte, ist zwar ebenfalls sehr alt, das zu Grunde liegende altsächsische hliunig bedeutet jedoch einfach „laut“ und lässt darauf schließen, dass er ursprünglich nur ein laut zwitschernder Vogel war. Somit hätte sich mit der *Mösch* das „genauere“ Wort durchgesetzt.

Aule, Uul, Üül, Aules, Uules, Üules⁸ sind nur einige der vielen Varianten, die in großen Teilen des Rheinlands meist irdene Gefäße in unterschiedlichster Gestalt bezeichnen, weshalb Töpfer hier analog **Uulen-/Aulenbäcker** genannt werden. Als eine interessante kulinarische Variante kennt man *Uules* in Köln und Heinsberg: Warmbier mit Eidotter und Zucker geschlagen.

Uul/Aule ist ein Relikt der römischen Tonwarenindustrie, die im Rheinland an vielen Stellen nachgewiesen ist. Zugrunde liegt das galloromanische Wort *ola/olla* „Topf“, das hier nahezu unverändert seit zweitausend Jahren in Gebrauch ist. Da das Wort im Trierer Raum die eingeschränkte Bedeutung „rot gebackenes Gefäß aus Ton“ hat und damit an die bekannte Terra Sigilata erinnert, wird die Integration der Aule in die rheinische Sprache über die antike Kaiserstadt vermutet.

Eine lustige Volksetymologie führt zu der rheinischen Redewendung *voll wie ne Eule sein*. Deren mundartliches Pendant lautet *De es voll wie en Üül* (sturzbetrunkene sein). Da im Rheinland *Üül* „Krug“ und *Üül* „Eule“ gleich klingen, hat man bei der Verhochdeutschung die falsche Variante gewählt. Der unschuldige Vogel hat mit dem Rausch also überhaupt nichts zu tun, die Wendung müsste man korrekt als „voll wie ein Krug“ übersetzen, was ihr aber jeden Charme nimmt. Eine andere Deutung macht einen bestimmten Tonkrug, der von vorne einer Eule ähnelt, für die Redewendung verantwortlich.

Bei manchen Wörtern käme man nie und nimmer auf die Idee, nach lateinischen Wurzeln zu suchen. Dazu gehört sicherlich **Pille, Pulle, Pülle**,⁹ das im Rheinland und den angrenzenden Niederlanden Lockruf für ein Huhn und anderes Geflügel oder die Bezeichnung für das Tier selbst sein kann. Das eigentlich schon veraltete Mundartwort hat in den 80er und 90er Jahren des

letzten Jahrhunderts in einer Comicfigur als **Pillhuhn** eine fröhliche Auferstehung gefeiert (zu kleverländisch *Pullenhübchen* „Huhn ohne Schwanz“). In der Umgangssprache findet man das Wort noch in den **Pillefüßen** „Plattfüße“ (nach dem Bild der Entenfüße) und in dem kindersprachlichen **Pilleente** (*Kuck ma die Pilleente da auf dem Wasser!*). Interessanter ist jedoch, dass das Wort keineswegs der Kindersprache entstammt, sondern eine lange Geschichte hat. Die ist allerdings nicht so ganz eindeutig, denn die zwei auffälligen Varianten *Pille/Pülle* und *Pulle* können unterschiedlich erklärt werden, wenn auch der lateinische Ursprung unbestritten ist. Wir kennen sowohl das klassisch lateinische Wort *pullus* „junges Huhn“, das in jedem Fall die Wurzel des mundartlichen *Pulle* ist, als auch die vulgärlateinische Nebenform *pullia/pullium*, die für das mundartliche *Pille* verantwortlich sein könnte (ein *i* in einer Wortendung hat sprachgeschichtlich oft zu einem Umlaut im Wortstamm geführt). Denkbar, aber weniger wahrscheinlich, ist auch die Herkunft von *Pille* aus lateinisch *pilus* „Haar“ (so das Rheinische Wörterbuch). Dagegen sprechen die überlieferten niederländischen Formen (in Limburg heute *pul* und *pel* „junges Huhn, junges Mädchen“), die einen dunklen Vokal aufweisen. Die Annahme eines französischen Lehnworts aus französisch *poule* ist für manche kleinräumigen und grenznahen Gebiete denkbar, aber grundsätzlich sind *Pille* und *Pulle* „aus romanischer Zeit erhalten“ und damit viel älter, als es den Anschein hat.

Zu den Wörtern, die auf den ersten Blick so gar nicht „lateinisch“ anmuten, gehört sicherlich auch **fimmelich**.¹⁰ Das ist man im Rheinland, wenn man zimperlich und wählerisch ist (*Nu sei ma nich so fimmelich, hier wird gegessen, wat auf den Tisch kommt.*) Ein **Fimmel** ist entsprechend ein zimperliches Mädchen, männliche **Fimmel** sind in der Umgangssprache höchstens als **Fimmelsköpp** bekannt. Das Verb *fimmeln* (zaudern, etwas mit den Fingerspitzen arbeiten) kommt nur noch in **Fimmelsarbeit** vor. Gegen den Anschein geht die Wortfamilie tatsächlich auf die aus dem Lateinischen stammende Terminologie des Hanfanbaus zurück, der auch im Rheinland einmal von Bedeutung war. *Femella*, also der Diminutiv von *Femina*, bezeichnete im gallisch-römischen Raum Lebewesen weiblichen Geschlechts, weshalb *Cannabis Femella* die weibliche, also kleinere Hanfpflanze war (fälschlicherweise, denn die kleinere Hanfpflanze ist eigentlich die männliche Form).

Diese „weibliche“ Bedeutung findet man noch heute im rheinischen *Fimmel* (zarte Frau) und in der gendermäßig völlig unkorrekten Ableitung *fimmelich* als „zimperlich“. In den Mundarten ist die Herkunft noch deutlich, dort ist *Fimmel* auch heute noch die Bezeichnung für die Hanfpflanze und das Verb *fimmeln* bedeutet entsprechend „den Hanf rupfen“. Das Wort ist nicht über das französische *femelle* ins Rheinland gelangt, wie schon mal behauptet wird, sondern gehört ebenfalls zur römischen Lehnwortschicht.

Thematisch gehört hierhin auch das veraltete Mundartwort **Känef** oder **Kä-nep**,¹¹ das im Aachener Raum und am Niederrhein für den Hanf steht. Hier ist die romanische Wurzel *cannap, die der moderne Kiffer auch in Cannabis kennt, noch deutlich zu erkennen.

Obwohl es wahrscheinlich nur noch wenige kennen, gehört das **Schabellchen**, **Schabellsche**, **Schabelle**¹² unbedingt in diese Aufzählung. Damit ist in den rheinischen Mundarten ein kleiner Hocker, eine Fußbank oder Bänkchen, auf die man die Füße legen kann, gemeint. Man kann es vereinzelt auch noch in der südrheinischen Umgangssprache hören: *Der sitzt oft aum Schabellsche*. In manchen Regionen steht es, wie noch heute in den pfälzischen Mundarten, auch für eine „alte zänkische Frau“.

Auch dieses Wort hat lateinische Wurzeln. Die Römer nannten eine kleine Leiter oder Fußbank scabellum. Diese Bedeutung hat sich demnach bis heute nicht verändert. Älteste rheinische schriftsprachliche Belege sind scepplanken (Mörs 1534), schabell (Köln 1586) und schambell (Niederrhein 1624). Im Französischen kennt man das Bänkchen als escabella und esca-beau, im Niederländischen als schabel. In den rheinischen und pfälzischen Mundarten (wie auch im Niederländischen) hat sich das lateinische Lehnwort also nahezu in seiner ursprünglichen Lautform erhalten. Der verwandte standardsprachliche Schemel dagegen hat sich aus der spätlateinischen Variante scamillus „Bänkchen“

entwickelt, aus dem im Althochdeutschen scamel und im Mittelhochdeutschen schamel/schemel wurde.

Anders als das *Schabellchen* ist das Verb **plästern**¹³ in der rheinischen Umgangssprache hochfrequent. Es ist unverzichtbar zur Beschreibung von Starkregen (*Dat hat vielleicht geplästert gestern!*), es kann aber auch „schlagen, prügeln“ bedeuten: *Dem hab ich aber eine geplästert/verplästert. Manche plästern den ganzen Sonntach Nägel inne Fußböden.*

In den rheinischen Mundarten ist die Grundbedeutung von *plästern* allerdings eine andere. Hier meint es „etwas mit Mörtel verputzen“. Da diese Tätigkeit meist mit einem klatschenden Geräusch verbunden ist, haben sich die übertragenen Bedeutungen in der Umgangssprache herausgebildet (klatschender Regen). Der verwandte **Pliesterer** ist im Rheinland eine mittlerweile veraltete Berufsbezeichnung für einen Verputzer, vorrangig der Gefache eines Fachwerks. Im Niederländischen heißt es pleister „Putz“ und pleisteren „verputzen“.

Alle diese Varianten gehen zurück auf das lateinische *emplastrum* „Pflaster, aufgeschmierte Salbe“, das in der Antike an Mosel und Rhein schon als *plastrum* „Mörtel“ bekannt war. Auch das lateinische *emplastrum* ist ein Lehnwort, es geht auf das griechische *emplassein* „aufschmieren“ zurück. Das umgangssprachliche *plästern* ist also mit dem hochdeutschen Pflaster verwandt.

Die **Puuten**¹⁴ sind ebenfalls nicht nur in den zentralrheinischen Mundarten zwischen Nordeifel und Niederrhein heimisch, sondern auch in der hiesigen Umgangssprache: *Ich hab et satt mit die Puuten. Die Puute sind vielleicht ma wieder laut!* *Puute/Puuten* sind kleine Kinder, die auch schon mal ganz schön lästig sein können. Im moselfränkischen Raum kennt man sie nicht. Dafür kennt man dort den **Patert** als Bezeichnung eines kleinen Menschen und den **Buderich** als einen „im Wachstum zurückgebliebenen Menschen“. Hierhin gehört auch der **Pauert**, wie die Winzer an der Mosel einen alten Rebstock nennen. Alle genannten Varianten haben eine gemeinsame Herkunft. Sie gehen zurück auf das lateinische *putus* „Kind“, das auch dem italienischen *putto* „Knäblein“ zugrunde liegt, und sind somit ebenfalls romanisch/lateinische Reliktwörter, die so typisch für das Rheinland sind.

Die manchmal zu lesende Behauptung, damit seien die rheinischen *Puuten* mit der spanischen *puta* „Hure“ verwandt, ist nur bedingt richtig. Zwar ist die auch schon im Mittelniederdeutschen als *pute* belegt, jedoch hat sich diese Bedeutungsvariante aus der altfranzösischen Sonderbedeutung von *puta* „kleines Mädchen“ entwickelt, während die unschuldigen rheinischen *Puuten* direkt auf die lateinische Urform zurückgehen. Auch die niederländische *put* hat nichts mit lateinisch *putus* zu tun.

Dass die Römer die Germanen am Rhein zu Recht als unzivilisiert empfunden haben, kann man noch heute an der

deutschen Sprache ablesen. So sind nahezu alle küchentechnischen Begriffe, die wir benutzen, lateinische Lehnwörter. Dasselbe gilt auch für die Bezeichnungen von Küchenkräutern, Gemüse und Obst. Schließt man daraus auf die Ess- und Kochgewohnheiten der Germanen, so müssen die doch sehr den Grillfesten anlässlich heutiger Fußballerevents geähgelt haben. Wie sehr das Lateinische unsere kulinarische Welt geprägt hat, kann man sehr schön am Beispiel der Pflaume demonstrieren, die in allen rheinischen Dialekten **Prumm**, **Promm** oder **Praume**¹⁵ genannt wird. Das Wort gilt den Dialektsprecherinnen und Dialektsprechern als typisch für das Rheinland. Entsprechend groß ist die Wortfamilie: **Prummetart** „Pflaumenkuchen“, **Prummeschmeer** „Pflaumenmus“, **Prümmkes** „Rosinen“, **Plüschprumm** „Pfersich“ (ein rheinisches Schibbolethwort), **Musterprumm** (auffällig gekleidete Frau), **Mutzeprumm** (missmutige Frau). Dazu kommen viele Wendungen wie *suure Prumm* (humorlose Frau) oder *Prömmche schnügge* (das Gesicht verziehen).

Die *Prumm* oder *Prumme* ist eines der vielen Beispiele dafür, wie die Mundarten gegenüber der Hochsprache wirklich alte Formen bewahren. Denn sowohl die standardsprachliche Pflaume als auch die rheinische *Prumme* gehen auf eine gemeinsame Wurzel zurück, das griechische *proumnon* „Pflaume“. Im Lateinischen wurde daraus *prunum/prunus* „Pflaumenbaum“. Schon im frühen Althochdeutschen trat dann ein für den deutschen Sprachraum nicht ganz unbekannter Konsonan-

tenwechsel von r zu l ein, der zusammen mit der hochdeutschen Lautverschiebung aus der lateinischen Vorlage zuerst eine *pfluma* und schließlich die mittelhochdeutsche *pflume* machte, die zum Vorbild unserer heutigen Pflaume wurde. Die Sprecher und Sprecherinnen im mittelniederdeutschen Raum haben diese Entwicklung jedoch nicht mitgemacht. Sie haben an den ursprünglichen *prume*-Formen festgehalten und mit der *Plüschprumm* „Pfirsich“ (eigentlich samtene Pflaume) schließlich für eine der originellsten Wortschöpfungen gesorgt. Die niederländischen Nachbarn haben die *pruim* sogar in ihre Standardsprache übernommen.

Aber auch die rheinische **Quetsche** „Zwetschge“, wie die etwas später reifende, länglichere (und sich viel besser für die traditionelle *Prummetart* eignende) Pflaume genannt wird, geht auf eine romanische Entlehnung zurück. Im Nordfranzösischen und Norditalienischen heißt diese Sorte *davaszena* (aus lateinisch *damascena* „Frucht aus Damaskus“), was in den angrenzenden deutschsprachigen Gebieten zur *Quetsche* verballhornt wurde. Und auch die dritte im Rheinland heimische Pflaumensorte, die **Kriekel/Krichel/Krenkel** genannte Schlehen- oder Griechenpflaume, ist lateinischen Ursprungs (*pruna graeca*). Somit sind alle drei rheinischen Bezeichnungen für die Pflaume romanische Lehnwörter. Allerdings ist die *Quetsche* wohl erst im 15. Jahrhundert entlehnt worden, während die *Prumme* und *Kriekel/Krichel* schon weit früher nachgewiesen sind.

Im Vergleich zu den *Prumme* sind die **Morbele, Mombere oder More**¹⁶ weit weniger bekannt. So nennt man die Brombeeren nur im Moseltal und in einer kleinen Enklave auf dem Hunsrück.¹⁷ Aber gerade deshalb sind sie besonders interessant. Denn wie die eingangs genannten weintechnischen Fachbegriffe sind die *Morbele* sprachliche Relikte der römischen Siedler in dieser Region, deren Nachfahren als sogenannte Moselromanen bis ins Mittelalter eine romanische Sprachinsel in fränkischer Umgebung gebildet haben. Das Wort spiegelt deutlich seine lateinische Ursprungsform: *morum/moratum* „Maulbeere, Brombeere“. Die war auch im Mittelhochdeutschen als *moraz* oder *morat* noch gebräuchlich, konkurrierte aber schon mit den im Althochdeutschen entstandenen *bramberi* (aus *brama* „Dornstrauch“), die sich schließlich in der Standardsprache durchgesetzt und die alten *More* verdrängt haben – nur eben nicht im Moseltal.

Als letztes Beispiel sei hier auf ein Wort verwiesen, das selbst in den rheinischen Mundarten bereits als veraltet gilt, aber in vielen beliebten Schimpfwörtern wie **Lellbeck, Jabbeck, Platzjabbeck, Schnabbeck** noch ein fröhliches Leben führt. Das Grundwort ist die alte mundartliche Bezeichnung **Beck**¹⁸ für den „Schnabel“, aber auch für „Mund“ und „Schnauze“. Und damit hat nur im Rheinland (und im niederländischen *bek* „Schnabel“) wieder einmal ein altes lateinisches Lehnwort aus dem gallischen Raum überlebt, das im übrigen deutschen Sprachgebiet völlig unbekannt

ist. Zugrunde liegt das galloromanische beccus „Schnabel“ (noch heute im Italienischen als becco gebräuchlich), das im Altfranzösischen als bec belegt ist. In dieser Zeit ist es offensichtlich auch erst von der Mosel in das nördliche Rheinland und den niederländischen Sprachraum eingewandert. Im Mittelniederländischen und dem Altkölnischen des 12. Jahrhunderts kennt man bec bereits als Spitznamen oder Beinamen, wie eben heute noch in der Mundart. Der *Lellbeck* oder *Lällbeck* ist deshalb ein Grünschnabel oder Einfaltspinsel, jemand der gedankenlos daherplappert (zu rheinisch *lällen* „ohne nachdenken reden, kindisch sprechen“). Ein *Gabbeck*, *Jabbeck* und *Platzjabbeck* ist dagegen ein Gaffer, der mit offenem Maul dasteht (zu gaffen), und der *Schnabbeck* ist eigentlich doppelt gemoppelt aus Schnabel und *Beck* und bezeichnet ein vorlautes oder unhöfliches Plappermaul.

Den wenigsten Kölnern wird bewusst sein, dass die Figur des *Platzjabbeck* am Kölner Rathaus (**siehe Foto**) nicht nur ein Symbol für das siegreiche Bürgertum im Kampf der Zünfte gegen die Patrizier, sondern auch ein Zeugnis der besonderen (Sprach-)Geschichte des Rheinlands ist, die in dem Namen ein uraltes galloromanisches Erbe bewahrt. Und ist es nicht schon fast anrührend, wenn die rheinischen Mundartsprecher und Mundartsprecherinnen noch heute die kleine freche *Mösch* genau so nennen wie ihre antiken Vorfahren? Oder wie es ein an



Der *Jabbeck* am Rathausurm in Köln.

der Erforschung der moselromanischen Sprachinsel beteiligter Sprachwissenschaftler einmal sehr schön beschrieben hat: „Man kann [im Rheinland] besonders eindrücklich den langen Atem der Sprachgeschichte spüren. Ein Wort, das hier nur in wenigen Orten von Winzern gebraucht wird, kann ein sprachliches Relikt einer Bevölkerung sein, die vor annähernd 2000 Jahren gelebt hat. Wenn man es mit anderen Hinterlassenschaften vergleicht, die in baulichen Resten, Steindenkmälern, Wegen, Gräberfeldern usw. vorliegen, so sind die hier besprochenen Wörter... die einzigen lebendigen Zeugnisse einer früheren Kultur, jahrtausendlang von Mund zu Mund gegangen.“¹⁹

Literatur

- Frans Debrabandere: Limburgs etymologisch woordenboek. De herkomst van de woorden uit beide Limburgen, Leuven 2011.
- Theodor Frings: Germania Romana. Mitteldeutsche Studien, Heft 2, Halle/Saale 1932.
- Helmut Lausberg/Robert Möller: Rheinischer Wortatlas, Bonn 2000.
- Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, 33 Bände, München 1991.
- Peter Honnen: Kelten und Konsorten. Ein Streifzug durch die rheinische Ortsnamenforschung. In: Alltag im Rheinland (Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte), Bonn 2012, S. 40–61.
- Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. von Elmar Seebold, 25. durchgesehene und erweiterte Auflage, Berlin/Boston 2011.
- Gotthard Lerchner: Zur II. Lautverschiebung im Rheinisch-Westmitteldeutschen. Diachronische und diatopische Untersuchungen (Mitteldeutsche Studien 30), Halle (Saale) 1971.
- Pfälzisches Wörterbuch (PfWb). Begründet von Ernst Christmann, Bearbeitet von Julius Krämer und Rudolf Post, 6 Bde., Wiesbaden 1965–1997.
- Rudolf Post: Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Wortschatzes (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 6), Wiesbaden 1982.
- Rudolf Post: Zur Geschichte des Moselromantischen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 68, Bonn 2004, S. 1–35.
- Rheinisches Wörterbuch (RhWb). Bearb. und hrsg. von Josef Müller (Bd. 7–9 von anderen Bearbeitern und Herausgebern). 9 Bde., Bonn/Berlin 1928–1971.
- P.A.F. van Veen/Nicoline van der Sijs: Etymologisch woordenboek. De herkomst van onze woorden, Utrecht/Antwerpen 1997.
- Johannes Werner: Lexikon des alten Krefelder Platt. Wörter, Wendungen, Redensarten, ihre Bedeutung und ihre Herkunft. Aus dem Nachlass herausgegeben, zu Ende geführt und bearbeitet von Paula Coerper-Berker, Krefeld 2004.
- Friedrich Woeste: Wörterbuch der Westfälischen Mundart, i.A. des Westfälischen Heimatbundes neu bearbeitet und herausg. von Erich Nörrenberg, Nachdruck der Ausgabe von 1930, Vaduz 1987.
- Adam Wrede: Köln und Flandern-Brabant. Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12–17. Jahrhundert, Köln 1920.
- Adam Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen. Sonderausgabe in einem Band, Köln 2010.
- Rheinisches Mitmachwörterbuch (MmWb): <http://www.mitmachwoerterbuch.lvr.de/index.php>

Anmerkungen

- 1 Wrede 1920 124.
- 2 Honnen 2012
- 3 Post 2004.
- 4 Lausberg/Möller 55.
- 5 zur Wortgeschichte siehe Grimm 11/310; Kluge 483; Post 1982 191; van Veen/van der Sijs 453; 473 u. 477; Werner 16.
- 6 siehe Lausberg 83 u. Post 1982 94.
- 7 RhWb 5/619.
- 8 zur Wortgeschichte siehe Frings 114; Post 247; RhWb 1/333; Werner 404; Wrede 994.
- 9 zur Wortgeschichte siehe Debrabandere 308; Post 1982 184; RhWb 6/836, 6/1180 u. 11/82; Wrede 741.
- 10 zur Wortgeschichte siehe Post 1982 229; RhWb 2/452; Werner 99.
- 11 RhWb 3/208.
- 12 PfwB 5/823; RhWb 7/824; Wrede 809.
- 13 Zur Wortgeschichte siehe Post 1982 59; RhWb 6/935; Werner 300; Wrede 723.
- 14 zur Wortgeschichte siehe Frings 196; Lerchner 216; Post 1982 195; RhWb 6/1234; Schiller/Lübben 3/392; van Veen/van der Sijs 708; Werner 316; Wrede 745.
- 15 zu den Wortgeschichten siehe Kluge 699 u. 1019; MmWb; Post 1982 215; RhWb 6/1080; Werner 311; Wrede 739.
- 16 zur Wortgeschichte siehe Lausberg/Möller 9; Post 1982 218; RhWb 5/1292.
- 17 Lausberg/Möller 9.
- 18 zur Wortgeschichte siehe Post 1982 186; RhWb 1/573, 2/1020, 7/1522; van Veen/van der Sijs 84; Woeste 23; Wrede 80, 545 u. 846.
- 19 Post 2004 35; im Zitat wurde „an der Mosel“ durch „im Rheinland“ ersetzt.